

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

10.

Donnerstag, am 7. März 1850.

Tausend und Ein Tag im Orient.

Von Friedrich Bodenstedt.

Der Name Bodenstedt hat einen guten Klang in der deutschen Reise-Literatur. Sein Werk: „die Völker am Kaukasus,“ hat nicht wenig dazu beigetragen, den Ruhm, die Geschichte, die Poesie und das Leben der ritterlichen Völker, welche die Gebirgsländer zwischen dem schwarzen und caspischen Meere bewohnen, in allen deutschen Landen zu verbreiten. An diese Arbeit Bodenstedts schließt sich sein neues an, sinnreich „Tausend und Ein Tag“ genannt. Das Buch zerfällt in einen Prolog und fünf- undzwanzig Kapitel. Jener führt uns in die Zeit der Octobertage zurück.

Lebendig beschreibt der Verfasser jene furchtbaren Tage. „Der Himmel war rothgefärbt von den hochauslodern den Flammen der brennenden Vorstädte, und auf allen Thürmen und Dächern lag des Feuermeers purpurner Widerschein. Auch die breite Donau leckte mit blutrother Zunge an die schützenden Mauern der Stadt. In den Straßen erscholl es von Waffengeklirre und Trommelgewirbel; fast ohne

Aufhören wurde der Generalmarsch geschlagen. Hinter den fahnenüberflatterten Barrikaden lauerten waffentragende Männer mit dampfgeschwärzten Gesichtern und halb wilde Weiber in abenteuerlicher Tracht. — Die Verwirrung war unbeschreiblich, und ein tiefer Mißmuth, eine ängstliche Spannung und Unruhe zeichnete sich in allen Gesichtern.“ — „An einem dieser Schreckenstage, die zu durchleben entsetzlich war, und die ganz zu schildern unmöglich ist, hatte sich mit anbrechendem Abend eine Anzahl von Freunden und Bekannten — schreibt Bodenstedt — in meiner Wohnung versammelt, um in traulicher Unterhaltung ein Stündchen Ruhe zu schöpfen nach den erschütternden Eindrücken des Tages.“ — In diesem Kreise entstand der Gedanke, den Unmuth der Gegenwart durch Erzählungen aus dem Morgenlande zu verscheuchen. Diese Erzählungen liegen uns in dem vorliegenden Werke vor Augen. Der „vielgewanderte Mann,“ der viele Länder und Städte gesehen, theilt sie uns in heiterer unbefangener Weise mit; sie werden ohne Zweifel, obwohl sich seit den Octobertagen Vieles geändert, viele und theilnehmende Leser finden, „denn die Menschen sind so ziemlich dieselben geblieben, und wohl

mancher ist noch, der das Verlangen fühlt, nach den Wirren des Tages in erfreulicheren Dingen, als die Politik des Tages uns bietet, Ruhe und Labung zu suchen."

Wir theilen einige Bruchstücke aus dem Buche mit, und zweifeln nicht, daß sie Lust bei Allen erwecken werden, das Buch selbst zu lesen.

Wanderung durch das Paschalik Achal- zich.

Neu gestärkt an Leib und Seele trat ich von Priutina aus über Manglis meine Wanderung ins Paschalik Achalzich an. Die Reise wurde, wie die Natur des Weges dies bedingte, zu Pferde gemacht, und meine Begleitung bestand dieses Mal aus Giorgi, meinem Diener, einem schlauen, mit Sprachen und Sitten der transkaukasischen Länder genau bekannten Armenier, und zwei donischen Kosaken als Eskorte.

Der Gebirgspfad, welcher von Priutina nach dem nur wenige Meilen entfernten Manglis führt, ist aller Reize voll. Burgentragende Felswände wechseln ab mit waldumschlungenen Bergen, grünen Schluchten und lieblichen Fernsichten.

Es war schon spät am Tage, als ich mit meinem Lanzentragenden Gefolge in Manglis, dem Standquartiere des Tifliser Jägerregiments, ankam. In Abwesenheit des Commandanten, Oberst Belgrad, wurde ich von dem in russischen Diensten stehenden georgischen Fürsten Schalikow auf's freundlichste empfangen. Von dem langen Ritte ermüdet, verschob ich alle weitem Ausflüge bis auf den folgenden Tag, und brachte den Abend in traulicher Unterhaltung mit dem Fürsten und verschiedenen andern Offizieren zu, welche sich unserer Gesellschaft angeschlossen hatten.

Mein erster Ausflug am folgenden Morgen war ein Ritt durch die sich ziemlich weit ausdehnende Militärcolonie von Manglis. Ich glaubte mich in ein Dorf der reichen Wolgaprovinzen versetzt, so schmuck und sauber sah Alles aus, was meinen Augen begegnete. Die ganz im russischen Geschmack erbauten, blendend weiß angestrichenen Häuser machten inmitten

der dunkelbelaubten Berge, die sie von allen Seiten umragten, einen äußerst heitern Eindruck. Jedes Haus war von einem kleinen, zierlich eingezäunten Garten umgeben, auf deren Beeten, wie überall, wo Ruffenhand die Erde pflegt, der Kohl die erste Rolle spielt.

Wir fanden nach Besichtigung der Militärcolonie, der großen Kaserne und der übrigen Krongebäude noch Zeit, eine Excursion nach den Ruinen des wenige Werst von dem neuen Manglis gelegenen alten Manglis zu machen. Wir ritten vom großen Wege ab, durch einen hohen, schattigen Tannenwald, und gelangten bald auf eine von wildem, üppigem Gesträuch umwachsene, und von hohen, trozigen Felsen überragte, enge Bergstraße, deren Passage so schwierig war, daß wir sammt unsern am Zügel nachgeführten Pferden, zu verschiedenen Malen beim Ueberklettern der rauhen Felsblöcke, welche überall den Weg versperrten, stürzten, und leichte Verletzungen davon trugen. Doch wurden wir durch die großartigen Naturschauspiele, die auf jedem Schritte das Auge entzückten, überreichlich für das Ungemach des Weges entschädigt. Uns zur Rechten rollte der reißende Alghet seine schäumenden Wogen, hier die Wurzeln schwankender Gebüsche, dort die moosüberwachsenen Steinmassen wellentrogen der Felsblöcke umrauschend. Bunt schimmerten und leuchteten die Wogen, zitternd das Bild der Mittagssonne und der blumigen Uferrahmen widerspiegelnd.

Zu unserer Linken hochauf ragten, so weit das Auge spähte, gigantische, wunderbar gezackte Felsenmauern, und wo diese von der Natur aufgethürmten Riesenvesten Lücken gelassen, waren sie durch Menschenhand ausgefüllt. Denn nicht immer standen diese fruchtbaren, wasserreichen Thäler, diese schützenden Schluchten so verlassen da, wie heute. Ein mächtiges Geschlecht hauste einst hier, dessen Thaten noch fortleben in den Sagen Georgiens. Noch stehen die Trümmer der felsaufgethürmten Mauern da, welche das untenwohnende Volk einst gegen die Einfälle der räuberischen Lesghier errichtete; noch hängen, wie riesige Adlernerster, die Ruinen alter Burgen und Schlösser an den

laubholzgekrönten Bergen. Den Felswänden selbst haben hier die Menschen mit staunenswerthen Fleiße Schutz und Wohnung abgetrogt. Ganz kleine, hinter dichtem Gebüsch versteckte, unten unerspähbare Oeffnungen, führen zu geräumigen, künstlich gemeißelten Höhlen und Gemächern, wovon einige sechs bis acht Fuß Höhe haben und dreißig bis vierzig Fuß tief in die Brust der Berge hineingehauen sind.

Wir kletterten unter unsäglicher Anstrengung die steile Bergwand hinauf, um einige von den wunderbar gezimmerten Wohnungen in der Nähe zu betrachten, bestiegen, als wir in die Schlucht des Alghet zurückgekehrt waren, unsere unten harrenden Kasse, setzten quer durch den reißenden Fluß und gelangten ein halbes Stündchen später auf dem andern Ufer nach den Ruinen von Manglis, dem Ziele unserer Wanderung.

Von den vielen Gebäuden, welche einst hier gestanden haben sollen, wo zu Wachtang-Gurgasslan's Zeit der Sitz eines georgischen Bischofs war, fand ich nur noch Trümmer zerfallener Mauern und eine ziemlich wohlhaltene, ihres hohen Alters wegen merkwürdige Kirche, welche schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Christo unter der Regierung des Königs Miriam II. erbaut sein soll. Die Kirche ist, wie die meisten alten Kirchen Georgiens, klein von Umfang, und innen und außen mit einer Menge Arabesken und Inschriften verziert. Bei meinem Eintritt in die geheiligten Räume blökte mir eine wohlgenährte Heerde Kühe ein dröhnendes Willkommen entgegen. Auf solchen Empfang war ich nicht vorbereitet, und so tolerant ich sonst in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten bin, so empörte es mich doch, das Haus des Herrn in einen Kuhstall umgewandelt zu sehen. Später wurde freilich mein Blick daran gewöhnt, öfter Ochsen und Schafe in Tempeln und Palästen zu finden. Die Russen, welche selbst nur bauen, um Ruinen zu machen, haben wenig Verehrung für die Denkmäler des Alterthums. Die Inschriften und Heiligenbilder waren rund herum von den gehörnten Bierfüßlern zernagt und abgerieben; nur eine Inschrift gelang es mir, mit Hilfe des Fürsten Schalikow abzuzeichnen und zu entziffern. Sie befin-

det sich über dem Portal in Stein gehauen ist in der alten georgischen Kirchensprache abgefaßt und lautet in der Uebersetzung wie folgt: „Herr, erbarme Dich des Gründers dieser Kirche, des Erzbischofs Arseni von Manglis, den 2. Februar des Jahres 360.“ Diese Jahreszahl stimmt nicht überein mit der gewöhnlichen Angabe, daß die Kirche bereits zu König Mariams Zeit erbaut sein soll, da dieser Fürst bekanntlich schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts starb.

Nachdem ich eine genaue Zeichnung der malerischen Ruinen von Manglis entworfen hatte, wurde auf dem schwellenden Rasenteppich ein nach georgischer Weise zubereitetes Mittagsmahl eingenommen, wobei der im ganzen Orient so beliebte Billau (hier Blow genannt) und das Schafelik (ein in kleinen Stücken in seinem eigenen Fette gerösteter Hammelbraten), so wie verschiedene Süßigkeiten, worunter ich besonders „eingemachte Rosenblätter“ hervorhebe, die Hauptrolle spielten; der Wein wurde dabei aus den altherkömmlichen kaukasischen Trinkgefäßen, d. h. aus großen, silberbeschlagenen Büffelhörnern getrunken. Die Virtuosität der Georgier im Weintrinken habe ich schon früher zu rühmen Gelegenheit genommen.

Ein echt georgisches Diner wird immer mit Gesang beschloffen, weshalb auch der freundliche Fürst zu meiner Ueberraschung Sorge getragen hatte, einen alten blinden Sänger zu bestellen, welcher unser ländliches Mahl durch tatarische Liebeslieder würzte.

Auf einem kürzern und bequemern Wege als der, welchen wir gekommen waren, nach den gastlichen Kasernen des neuen Manglis zurückgekehrt, traf ich Anstalt, meine Reise am folgenden Morgen fortzusetzen.

Wenn man die hohe, Laub- und Nadelholzgekrönte Bergkette (von den dortigen Einwohnern die gelben Berge genannt) überstiegen hat, über welche der Weg aus dem Thalkessel von Manglis nach Zalka führt, so nimmt die Vegetation einen dürstigen und kälteren Charakter an, und das Land wird immer öder und wüster, je weiter man sich von Manglis entfernt.

Die Sonne war schon ihrem Untergange nahe, als wir das von Armeniern und einigen Griechen bewohnte Dorf Zalka, wo wir ein halbes Stündchen Rast gehalten hatten, verließen, um die noch etwa zehn Werst entfernte, nach dem Dorfe benannte Festung, von den Russen Nazalsky-Redut geheissen, zu erreichen.

„Ist das eine Armenierin?“ fragte ich meinen Diener, die Blicke bewundernd auf eine allerliebste junge Frau werfend, welche des Weges kam.

„Ich glaube, ja!“ erwiderte Georgi, „ihr Anzug spricht dafür, ihr Gesicht dagegen. Solche Schönheiten sind selten unter den Armeniern hier zu Lande Welch ein reizendes Wesen!“ fuhr er schmunzelnd fort — „was für Augen! Solch' ein Blick geht einem durch die Seele! — Bemerken Sie sie, sie sieht sich noch einmal um. Beim heiligen David! das Weib sieht aus, wie ein Mädchen von Gurien.“

„Sind denn die Mädchen von Gurien so schön?“ fragte ich lächelnd.

„Und das wissen Sie nicht, Effendim?“ — rief mir der Kerl zu mit einem Blicke, welcher halb Erstaunen halb Verachtung ob meiner Unwissenheit ausdrückte. — „Dann kennen Sie auch wohl nicht die Sage, welche die Ursache dieser Schönheit erklärt?“

„Nein,“ erwiderte ich, „und wenn Du die Sage kennst, so kannst Du sie mir, während wir dann weiter reiten, erzählen.“

„Ob ich sie kenne? Aber wer kennt denn die nicht? Verzeihung, Effendim! ich werde gleich anfangen.“

Ich befahl den Kosaken voranzureiten, um uns in der Festung anzumelden und ein Lager für die Nacht zu bereiten, hielt mein unruhiges Pferd zurück, um mit dem sanften Thiere Giorgi's in gleichem Schritte zu bleiben, und Legterer begann mit wichtigem Tone

Die Sage von den vierzig Jungfrauen.

„Einst wollte Allah zur Freude seiner Seligen das Paradies mit neuen Houris bevölkern, und befahl zu dem Ende einem Imam, sich um-

zuschauen unter den Töchtern der Menschen, und die vierzig schönsten Jungfrauen, die auf Erden zu finden, in den Himmel zu führen. Der heilige Vater verstand sich auf Schönheit und erfüllte gewissenhaft seines Gottes Befehle.

Er ging nach Fränkistan in das Land der Engländer (England) und raubte die blühende Königstochter. Der König wollte den kühnen Entführer erschlagen, aber Allah bligte ihm Dreck in den Kopf, daß seine Augen verfinstert wurden.

Der Imam schiffte über's große Wasser und kam nach dem Lande der Rémtsche *), wo viele Mädchen sich durch seine bunten Gewänder und süßen Worte verlocken ließen, ihm zu folgen. Nach einem Jahre war die heilige Zahl voll, und er kehrte über das schwarze und weiße Gewässer zurück nach Osten.

Er kam glücklich mit seiner jungfräulichen Schaar bis nach Gurien **), aber dort trieb ihn der böse Feind, sich in eine der angehenden Houris zu verlieben, und sie durch die sündigen Folgen seiner Liebe für das Paradies untauglich zu machen.

Umsonst suchte er umher unter den Schönen des Landes, er fand keine, welche die entweihete Jungfrau ersetzen konnte, und es fehlte Eine an der heiligen Zahl. Voll Reue und Verzweiflung durchbohrte sich der Osmanli mit dem Dolche, um dem Zorne Allah's zu entgehen; die schönen Mädchen aber blieben in Gurien, vermischten sich mit den Kindern des Landes, und erzeugten ein Geschlecht, schöner denn das alte.“

Es war inzwischen stockfinster geworden, denn im Orient folgt die Nacht dem Tage ohne die süße Zwischenzeit der Dämmerung; ein schneidend kalter Wind wehte vom Gebirge her, wir zogen unser Baschalik ***) tiefer über die Ohren, setzten unsern Pferden die Fersen in die Weichen, und jagten in gestrecktem Galopp durch die stürmische Nacht dahin.

*) Rémtsche, corrumpt von dem russischen Rizmeh (ein Deutscher).

**) Gurien, ein von Mingrelieu, Imerethi, Achalzik und der asiatischen Türkei begrenztes, blühendes Ländchen an der Ostküste des schwarzen Meeres.

***) Baschalik — eine im Kaukasus gebräuchliche warme Kopfbedeckung.

Ein Gräfenberger Reconvalescent.

Von Dr. Fr. Br.

1) In einer sehr belebten Vorstadt Wiens zeichnet sich ein mittelgroßes, zwei Stock hohes Wohnhaus durch die geschmackvolle Proportion der Fenster und des Thores, durch die krystallhellen großen Scheiben und die spiegelnden Messingstücke aus. Der müßige Spaziergänger erlaubt seiner Phantasie hinter dem grünen Thor und den durchscheinenden Vorhängen zu lauschen dem Comfort des Besitzers und seiner eleganten Gemahlin. Der Portier, welcher das verschlossene stumme Haus bewacht, erklärt sein Herr heiße Maier und sei eitel Rentier. Maier kann jeder Strolch heißen, in revolutionären Zeiten wachsen die Maier wie die Pilze über Nacht; es liegt eine gewisse Theorie in diesem Namen, der abstrakte Begriff des Bürgerstandes, der sich mit seinen Ellenbogen jetzt eben Platz macht auf der Bühne der Weltbegebenheiten. Wir stehen wieder auf der Straße und blicken nach den träumerischen Fenstern, jedenfalls hat der Herr Maier Geld, seine Gemahlin Geschmack und der Portier seine anständige Dosis bürgerlicher Grobheit, das Haus ist interessant, wenn auch sehr schlicht. Gesezt, der Herr Maier wäre alt oder gelehrt, so muß Madame Maier wenigstens oft an die Reize der großen Welt denken und vielleicht athmet ihre Brust dabei banger, sehnsüchtiger oder wie Sie wollen. Ich sagte dem Polizeibeamten an der Nordbahn zerstreut den Namen Maier, obwohl er mich gar nicht gefragt hatte und ärgerte mich über die müßige Zeit, welche einem jungen Doktor der Medicin nie schmeichelt und setzte mich in den Waggon mit jenem Humor, welcher uns zuweilen übersfällt, wenn wir aus Speculation etwas sehr Ueberflüssiges thun, das zumal noch Geld kostet. Um den Spott meiner Collegen zu vermeiden, die aber eben so wenig Praxis besaßen als ich, hatte ich eine Studienreise vorgeschützt und ging nach Gräfenberg. Der Himmel weiß, daß ich sehr gesund war und in Gräfenberg weder etwas zu sehen noch zu lernen hoffte; mein hinlängliches Vermögen und eine gewisse Gleichmüthigkeit gegen die Ver-

lockungen einer großen Stadt mögen das ihrige dazu beigetragen haben, daß mich in der Residenz weder der Zudrang armer Patienten noch eine Heirathssucht festhielt. „Es gehört immer eine ansehnliche Portion Bornirtheit dazu,“ sagte ich halblaut zu mir, „in meinen Jahren so zwecklos in der Welt zu flaniren“ und stierte theilnahmlös meinem vis-à-vis ins Gesicht. „Sie reisen also rein des Vergnügens wegen,“ lächelte dieser Herr schmerzlich und wickelte sich tiefer in seinen weiten Mantel; er schien ziemlich lang gebaut und besaß einige sehr angenehme männliche Züge des Gesichtes; seine Stimme klang matt und fast weinerlich. „Ich will nur Gräfenberg besuchen, bin Arzt und unabhängig,“ versicherte ich höflich, „die Cigarre belästigt Sie?“ „Leider!“ erwiderte er, „ich nehme Ihre Zuvorkommenheit gern an und bitte Sie mir Ihre Gesellschaft ohne Rauch zu schenken; zudem bleiben wir also Reisegefährten bis an Ihr Ziel — nur bin ich Ihr Antipode, nämlich Patient.“ In dem Sinne, daß man sich um seine Antipoden eigentlich gar nicht kümmert, hatte der Herr recht, wenn er sich zu mir in diese Stellung versetzte. Ein Gräfenberger Patient ist mir von Anfang bis zu Ende und vom Scheitel zur Zehe so uninteressant als ein Regierungspraktikant, aber einer Gräfenberger Reisegesellschaft weiche ich gern vom Weiten aus. Der Herr ließ mich aber nicht aus und setzte verbindlich nach einer Pause hinzu: „Sie heißen ja auch Doktor Maier, mein Herr?“ „Berger,“ erwiderte ich und erklärte meine unmotivirte Namensangabe beim Polizeimanne auf eine annehmbare Weise, „aber Sie wohnen in der B.-gasse? Und wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?“ „Zu gütig!“ lächelte wieder peinlich der Herr Maier, „meine Frau hat mir wenigstens den Trost mitgegeben, ohne viele Umstände mit mir verfahren zu haben und Ihre Ehrlichkeit wird mir manche Beschämung ersparen.“ Ich begriff zwar den Zusammenhang nicht, sah aber gleich ein, daß wir beide Uibernheiten begangen hatten; mich ärgerte daher auch nur meine Langeweile, die mich verleitete die unbedeutendsten Dinge in meinem Gedankenreiche regieren zu lassen. Wenn ich nur zehn Patienten täglich gehabt hätte, könnte mein Kopf schon

nicht an die Mad. Maier denken und diesem Hypochonder säße ich dann gar nicht gegenüber. Wäre ich z. B. langsam und beschaulich am Glacis herumgetreten, hätte jeden mit dem Schnupfen Behafteten in ein angenehmes Gespräch verwickelt und allmählig in meine Behandlung gezogen, so wäre mir die ärgerliche Geschichte weder mit Herrn noch mit Mad. Maier passirt. Freilich eine einzige große Begebenheit, eine ernsthafte Verwicklung vermochte mich sogar eines Aergers über Herrn und Mad. Maier zu überheben. Und bin ich nicht ein elender Tropf, daß ich diese Frau anklage? Die Arme hat offenbar Sinn für die heiteren Reize des Lebens und trägt an dem Schicksale, diesen Hypochonder zum Gatten zu besitzen, ohnehin schwer! „Sie scheinen,“ begann ich wieder, „ein sonderbares Vorurtheil gegen mich zu besitzen, welches ich bloß durch meine blasirte Zerstretheit schuf; wollen wir aber die Berichtigung Ihrer Ansichten über meine Person der Zeit überlassen und seien Sie versichert, daß ich Sie herzlich bedaure. Sie müssen ein freundliches häusliches Leben gegen eine Waldeinsamkeit vertauschen. Priefsnitz spricht kein Wort und seine ganze Gegend läuft spazieren, um zu schwitzen, trinkt Wasser, wickelt sich in Pferdebedecken, ist — Alles um zu schwitzen, während die Behaglichkeit zu Hause aus jeder Fensterscheibe spricht.“ „Meine Frau wird Ihnen gesagt haben,“ versetzte Herr Maier, „daß ich ziemlich lange vom Hause entfernt bleiben soll und daß auch sie selbst nach Ischl kommandirt ist; der Sommer verspricht dauernd feste Witterung zu behalten und uns Städte zu entschädigen für die schädliche Atmosphäre der Residenz.“ Hr. Maier vertiefte sich mit mir in alle geistreichen und dummen Kritiken der Gesundheit solcher Städte und entwickelte allmählig Wärme, Wiß, Appetit und eine so verzärtelte lächerliche Lebensweise, wie sie nur scharfsinnig ausgeheckt werden kann, um Jemanden sich selbst und Andern zur Last zu machen. Ich erblickte im Geiste seine schöne Frau — vielleicht war sie häßlich wie die Nacht — und begleitete ihre Ungeduld den Tag hindurch, wie sie alle diese Unmännlichkeiten ertrug und mit den Träumen vergleichen mochte, in

welchen sie als Mädchen das Glück der Ehe sich gezaubert hatte. Die lebhafteste Sympathie, welche mir Mad. Maier einflößte, vermochte mich weicher gegen den Mann zu stimmen, der doch wahrscheinlich alle ihre Peinen bereitete; der Gedanke an die arme Frau goß eine gewisse Berechtigung auf ihre ganze Umgebung aus, von mir Schonung und Achtung zu fordern und ihr Gemahl mochte, wenn auch nicht mit irgend einer Aufopferung, so doch mit recht gutem Willen alles vermeiden, was ihre Entsagungen schmerzlicher gestalten konnte; ihre Reise nach Ischl schien demselben Motive entsprungen zu sein. „Sie werden hoffentlich“ sagte ich wieder, „Ihre Gemahlin in Ischl abholen?“ „Ich bedauere,“ erwiderte er, „jedemfalls den Winter in Gräfenberg zubringen zu müssen. Entweder,“ fuhr er mit Erhebung seiner Gestalt und Stimme fort, „entweder gehe ich darüber zu Grunde, oder ich will mit aller Kraft zurückkehren; ich habe den Kopf voll Pläne, die meine Frau entworfen hat und werde mich einem abhärtenden Leben widmen. Arbeit, Witterung und Entbehrung will ich mit Muth wagen, aber zugleich belohnt wissen durch das Gefühl der vollen Gesundheit und Körperkraft — kosten Sie von diesen Bonbons, sie sind von Dehne — im Grunde genommen kann weder ich noch meine Frau von unserm Vermögen und Verhältnissen den vollen Genuß haben — ich klagte den ganzen Tag und kurz es muß anders werden. Dr. Berger! an mir sollen Sie einen Reconvalescenten sehen; Sie werden die angenehme Bekanntschaft mir auch in Zukunft schenken — wollen Sie nur das Wagenfenster etwas mehr schließen, es zieht jämmerlich!“

2) Ich hatte nicht die Kraft der Ausdauer länger als 14 Tage in Gräfenberg zu bleiben. Die Arten dieser Patienten und ihr Heilungsprozeß können einen Mediciner, den es nicht drängt Aufsehen und Brot zu bekommen, unmöglich länger beschäftigen. Die dunklen, einförmigen Waldböden ohne Fernsicht, das Casernenleben im Hause des merkwürdigen Mannes und die Unterhaltungen mit den schwitzenden und laufenden Gästen vermögen einen Gesunden nicht zu entschädigen für die offene reizende Welt.

Herr Maier ging zäh und zaghaft wie ein Bauernjunge, der am Sonntage mit heißem Wasser, Seife und Sandwisch von der unbarmherzigen Mutter gewaschen werden soll, an die Cur, mit Hilfe derer er doch wieder als statlicher Ehemann vor die Augen seiner Gemahlin treten wollte. Ich geleitete ihn, wie ein Geistlicher den Deliquenten zur Nichtstätte, von der Schwizkur ins Bassin, indem ich ihm, als er auf den Armen des Bauers in seine Pferdedecken eingehüllt davongeschleppt ward, die freudige Ueberraschung seiner geschmackvollen Frau schilderte, wenn sie ihn in diesem Augenblicke sehen könnte; er schüttelte einen Pantoffel von dem aus der Pferdedecke hängenden Fuße, als Zeichen seiner erwachenden männlichen Tapferkeit und slog dann fast kopfüber in das kalte Bassin zu den Glücklichen, welche diesen Augenblick eben überstanden hatten und den Märtyrer mit Freude aufnahmen, soweit nämlich diese Amphibien der lebhaftesten Theilnahme an dem Glücke Anderer fähig sind. Die sogenannte Reaction auf das Hautsystem und die Kälte, welche Herr Maier jeden Augenblick fürchtete, hielten ihn so wacker in der ländlichen Flur herum, daß ich ihn unmöglich immer begleiten konnte, auch wenn sein Diskurs sich über andere Gegenstände verbreitet hätte, als über die zu erwartenden Hautausschläge, welche man hier Krisen nennt. Nur wenn er in seine Pferdedecke eingepackt bewegungslos dalag, mit Nase und Augen der Außenwelt zugänglich, erging er sich zuweilen in den Phantasien über dieses jämmerliche Dasein, zu dessen Zierde er Alles besitze, nur den Genuß einer Gesundheit nicht, wie er sie sich dachte. An der Seite seiner „geliebten Gattin,“ wie er sich in diesen Momenten immer zärtlich ausdrückte, spazierte er dann früh auf den Basteien Wiens, um 11 Uhr zum Zuckerbäcker Dehne, um 3 Uhr zu Tisch und um 7 Uhr in's Theater oder in einen Besuch. Wenn er dann die Hände in den Seitentaschen seines wattirten Sommerrocks in der schweren Fußbekleidung dahinschob und die Backen aufblies oder sich zuweilen den Schnurrbart drehte, bligten feurige Aufwallungen augenblicklich aus den fast düstern Augen, ich konnte aber nicht

errathen, welcher Situation sie galten. „Sollten Sie Glücklicher,“ rief Herr Maier beim Abschiede, „sollten Sie meine Frau in Ischl oder sonst wo treffen, so rapportiren Sie nur was Sie gesehen, die Dinge werden gehen, bei mir heißt es, brechen oder biegen!“ —

Während ich von Gastein über die schneebedeckten Alpen nach Hallstadt stieg, gedachte ich der Freuden, welche mich des andern Tages in dem comfotablen Ischl erwarteten. Die sanften Athemzüge des Friedens und der Einsamkeit schmeichelten meiner Phantasie, welche allmählig auf die anmuthigen Wellen der gesellschaftlichen Abwechslung gleitete. Der Duft, welcher die Erscheinungen der eleganten schönen Frauen über die peinlichen Mißverhältnisse unserer Gesellschaft hauchten, zauberte mich aus den plumpen menschlichen Bewegungen der Gebirgsbewohner in die weichen Verschlingungen der weiblichen Künste und ich fühlte seit Gräfenberg das erste Mal wieder eine Neugierde sich regen, Mad. Maier kennen zu lernen. Die Freiheit, welche das arme Weib in Ischl benützen konnte, mußte alle Vorzüge erfrischt haben, von denen ich eigentlich auf eine nicht wohl motivirte Art ein Vorurtheil hegte. Im Grunde mußte ich mich gefaßt machen, eine sehr gewöhnliche Enttäuschung zu erleben und ich gerieth wieder in den Aerger über die müßigen Spielereien meines Gehirns, mit dem festen Entschlusse, mich von nun an mit ganzer Energie den Arbeiten und Verwicklungen meines Berufes zu widmen; ein mir bisher unbekannter Ehrgeiz stachelte mich und als ich bei sinkender Nacht die Treppe zu Denblers Gastzimmern in Hallstadt am See emporstieg, besand ich mich in einem Zustande der Hast, als öffnete die ganze leidende Menschheit ihre ungeduldigen krampfhaften Arme, um mich für ewig an sich zu drücken. „Entweder Du bist ein Narr von Geburt, oder verliebt, oder aber maßlos hungrig!“ rief ich mir zu und drückte Denblers Hand mit der wärmsten Herzlichkeit „geben Sie mir ein sehr umfangreiches Abendessen, bester Freund, und meinem Führer was er verlangt — er ist verliebt, der arme Narr!“ Der alte Bergführer lachte behaglich und ich blickte beschämt um mich, um die übrige Gesellschaft zu grüßen, welche

meist aus fremden Herren und Damen bestand und schon vollaus mit ihrer Tafel zu thun hatte.

3) Einige junge Frauen fielen mir bald auf durch die volle Freude, mit welcher sie die oft ungewählten Anspielungen eines ältlichen, geziert gekleideten und sehr launigen Herrn aufnahmen. Ein Preuße mir gegenüber verwunderte sich über die Ausgelassenheit des Wiener Tones, welchen er an diesen Damen in der herrlichen Gegend besonders unzart fand. Die Nacht, welche Alles gleich schwarz färbt, hatte freilich die schöne Landschaft ebenso ungenießbar gemacht, als eine ungarische Puste, und ich selber fühlte ein Verlangen nach dem Genuße einer lebhafteren Geselligkeit. Eine junge Dame mit feinem, etwas schwärmerischem Ausdrucke ward von dem alten Faunen zumeist in Athem erhalten und endlich in Verlegenheit gebracht, als er ihr versicherte, sie gälte in ganz Ischl für eine unverheirathete Mimose. „Ich bin ein wüthender Botaniker, meine Damen,“ fiel ich ein und näherte mich der Gesellschaft mit einer künstlichen Unbeholfenheit eines Gelehrten, „und muß mich eindringen, um die Mimosen zu beurtheilen, welche der witzige Herr bei uns entdeckt.“ Der gewaltige Anlauf, welchen ich hiermit genommen, stockte aber, als ich meiner Nachbarin neben welche ich mich gesetzt hatte, in die flüchtigen Rehaugen blickte, unter denen sich ein hohes Roth, theils auf die Verbheiten des Wortführers, theils auf meine plumpe Zudringlichkeit gelagert hatte. Ich bemerkte das Zittern ihrer Hand und ergriff mit einer schüchternen Hast die Gelegenheit, mich mit dem Muthwillen der zwei übrigen Damen zu beschäftigen, deren schelmisches Lachen ebensowohl der Verlegenheit meiner Nachbarin als meiner Erscheinung gelten konnte. Der über die Gebirge emporsteigende Mond rief uns auf die Terrasse, und es gelang mir meine natürliche Empfänglichkeit über die schöne Naturscene in einen günstigen Contrast zu dem kalten oft sehr gekünstelten Witz meines Rivalen zu stellen. Die Damen näherten sich mir und der alte Herr ward verdrießlich. Mein Herz pochte aber immer ungestümmer, je länger ich um meine unbekanntete Nachbarin bleiben durfte. Der Druck meiner Hand, als wir uns

verabschiedeten, konnte ihr sehr deutlich sagen, was der kurze Augenblick meiner gefälligen Begegnung mit mir vorgenommen hatte und ich überhäufte den ältlichen Begleiter der Damen, welcher mit mir noch eine Zeit auf der Terrasse blieb, während die Frauen zu Bette gingen, mit sehr vielen Artigkeiten und Ungereimtheiten, vor Freude über den sichern Glauben, meinem Ideale nicht gleichgiltig geblieben zu sein. Die zwei andern Damen waren seine verheiratheten Töchter und das schöne Reh „fast eine Wittwe,“ welche in der Gesellschaft seiner Töchter den Ausflug nach Hallstadt mitgemacht hatte. Damals hätte ich auf den Fatalismus geschworen, daß ich gerade hieher kommen muß, um ein belebendes Motiv für mein zweckloses Treiben zu finden und vergaß auf die sonderbare Bemerkung des Alten, sie sei „fast eine Wittwe.“ Ihre jungfräuliche Erscheinung schwebte mir vor Augen und ich schwelgte in dem Glücke bis jetzt in meiner philisterhaften Vermöglichkeit und vagabundirenden Gelehrsamkeit von allen zarteren Banden ledig geblieben zu sein und ich streckte meine Arme aus, als ich später die Stiege hinankletterte, als hätte ich jetzt erst den vollen Gebrauch meiner starken männlichen Knochen empfinden gelernt. Der Mond, welcher voll ins Zimmer schien, belebte die Kammer zu einer eleganten Wohnung in Wien, in welcher ich mit ihr schaffte und im Gewimmel eines thätigen, abwechslungsreichen Lebens alle Freuden der Jugend genoß, die ich in meinem Studium vertieft, so wenig kennen gelernt hatte. Der lederne Sack, in welchem ich bisher mich herumgefugelt zu haben schien, war zersprengt und Alles sprudelte in mir von neuen Quellen.

(Schluß folgt.)

Ansprache an Literaturfreunde.

So eben vernehme ich, daß von Heinrich Laube's Literaturgeschichte eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage vorbereitet wird, und ich beeile mich deshalb, Ihnen, verehrte Freunde

der deutschen Nationalliteratur, eine Erfindung oder einen neuen Plan von mir in Bezug auf eine leicht faßliche und auf der Hand liegende Anordnung des ungeheuern historischen Stoffes vorzulegen, wobei ich jedoch weit entfernt bin zu glauben, diese meine Erfindung werde auf die oben genannte „verbesserte“ Auflage Einfluß haben; vielmehr treibt mich zur Vorlegung meines neuen Systems nur der Gedanke, jener berühmte Schriftsteller möchte vielleicht denselben Gedanken haben wie ich und mir auf solche Weise der Preis der Erfindung entgehen. Gestatten Sie, hochverehrte Herren, mir huldvoll einen Athemzug nach diesem langen Einleitungssatz, und mit frischer Kraft werde ich Ihnen mein neues System zur Prüfung vorlegen können und — wie ich hoffe, zur Annahme.

Um jedoch die Vorzüge desselben, Einfachheit und leichte Handhabung oder Faßlichkeit recht ins Licht setzen zu können, ist es unumgänglich nöthig, wenn auch wenig angenehm, einen Blick auf das alte, durch das meinige zu verdrängende, System zu werfen. Sie erinnern sich vielleicht von Ihrem Gymnasium, wenn Sie das Unglück hatten, daselbst Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte zu genießen, oder aus Ihrer Lectüre literarhistorischer Werke, daß man die deutsche Literatur von früh an bis in die Neuzeit in gewisse schwerfaßliche Abschnitte eintheilt. Da unterscheidet man die Zeit der alten Volkspoesie, der Ritterpoesie, der Meistersängerpoesie und so fort. Jedermann steht auf den ersten Blick, wenn er eine Literaturgeschichte in die Hand nimmt, daß diese Eintheilung zu umständlich und somit ihr Zweck, die Uebersicht über die gewaltige Masse zu erleichtern und dem schwachen menschlichen Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, ganz und gar verfehlt ist. Und nun gestehe ich mit freudigem Stolz ein, nachdem Sie, meine hochverehrten Herren, die verzweifelte Lage der deutschen Literargeschichte haben kennen und würdigen gelernt: ich fühle den Beruf in mir, diesem Uebelstande durch mein (sit venia verbo) Radicalsystern abzuhelpfen.

Ich unterscheide nämlich in der deutschen Literatur zwei Erscheinungen, einmal, wo sie sich in Handschuhen zeigt und dann, wo

sie keine solchen trägt. Wollte jemand diese meine Eintheilung eine lederne nennen, so hätte ich nichts Besondres dagegen einzuwenden. Doch ich sehe Ihre erstaunten und zornigen Blicke, meine Herren, wie ich mich unterstehen kann, gebildeten Deutschen ein System anzupreisen, das nicht auf Geist und Charakteristik, sondern auf eine lederne äußere Hülle gestützt ist, welche noch dazu, wie ich selbst gestand, zuweilen fehlt. Doch fassen Sie sich in Geduld, Verehrte; der Handschuh und die Hand in ihm wird uns zum Geist führen, sobald solcher vorhanden ist. Hand und Kopf stehn in der engsten Wechselwirkung, (doch ist die erstere mehr Dienerin) denn was der Kopf denkt und sinnt, führt die Hand thätlich oder schriftlich aus; wird jemand auf die Finger geklopft, so greift es ihm auch die Kopfnerven an; wird die Hand von einem Handschuh zusammengepreßt, so bleibt auch ein beengender lederner Eindruck auf den Kopf nicht aus. Auf dieses Gegenseitigkeitsverhältniß, welches niemand wird ableugnen können, ist mein, demnach ebenfalls feststehendes, System gegründet.

Diese zwei Erscheinungen lösen sich nun, so zu sagen, beständig einander ab, so daß die Perioden sich von selbst ergeben. Da es meine Absicht nicht sein kann, hier eine Literaturgeschichte selbst zu geben, sondern nur einen bequemen allgemeinen Ueberblick über dieselbe, so werde ich mich natürlich nur darauf beschränken, mit kurzen Worten auf die Wechselwirkung zwischen Kopf und Hand, mit oder ohne Schuh, hinzudeuten. Wir theilen demnach ein:

Erste Periode. Kein Handschuh. Das ist die Zeit gewaltiger Volkspoesie, in welcher ein Geist kühnen Troges weht und darin noch Anklänge an die blutigen Kämpfe der deutschen Stämme mit slawischen Horden tönen. Diese Dichtung lebte in Leuten fort, die glücklicher Weise keine Handschuhe trugen. Begänne unsre Literatur mit diesen, dann hätte sie mit ihnen wohl auch alsbald aufgehört.

Zweite Periode. Der Ritterhandschuh. Hochgeborne Herren und Ritter zogen auf Abenteuer aus und in den Streit, und besangen dann ihre eigenen Thaten und Erlebnisse

in märchenhafter Ausschmückung und Uebertreibung, indem sie dieselben sagenhaften Helden unterschoben. Sie höfelten in glatten Versen mit den Frauen. Das ist ein wunderbares Geschlecht von Dichtern. So stark in ihren Thaten, und so schwach einer Frau gegenüber, so echt deutsch und doch die Franzosen nachahmend. Aber von allen Dichtern, welche Handschuhe trugen, müssen sie uns die liebsten sein, denn sie trugen doch wenigstens derbe, mit Eisenblech belegte. Sie gingen den Weg alles Fleisches; die Ritterhandschuhe, das Kennzeichen ihres Wesens und Treibens, wurden auf die Särge gelegt und mit ihnen beigesetzt.

Dritte Periode. Kein Handschuh. Ein neues Geschlecht von Dichtern stand auf, stark und trotzig, derb und echt deutsch. Wir nennen nur drei Namen, die jedes deutsche Herz rascher schlagen machen: Martin Luther, Hans Sachs und Ulrich von Hutten. Der Letztere trug im Anfange noch seinen Ritterhandschuh und schrieb in zierlichem Latein wohl gedrechselte Verslein und Sermonen, aber er vermochte den beengenden Druck an der Hand nicht zu ertragen. Er zog das Leder von der Hand und warf dem Papst und seinen andern Feinden den Handschuh ins Gesicht, indem er jauchzend ausrief: Ich hab's gewagt. *Alea jacta est*, will sagen: der Handschuh ist geworfen! Und froh reichte er darauf dem deutschen Manne die nackte Hand und sprach: Ich will Dir helfen, so wahr ich ein Ritter bin.

Wie kräftig schallte Luthers Wort durch die Welt; wie meisterlich sang Hans Sachs, die Nachtigall von Nürnberg, deren Schlägen die Pfaffen und Romanisten gar übel empfanden, die alte Zeit zu Grabe; wie wacker griffen die tüchtigen Leute mit nackten Händen zu beim mächtigen Bau der Reformation! Es war eine schöne herrliche Zeit für Deutschland.

Vierte Periode. Der Spizenhandschuh. Doch diese Lage des Sonnenscheins vergingen und es folgte ein langes schreckliches Dunkel. Der Dämon des Krieges warf sich auf Deutschland, wie der Vampyr auf einen Schlafenden. Dreißig Jahre lang kauerte er auf seinem Opfer und saugte ihm Geist, Kraft

und Muth aus. Endlich verließ er es bis zum Tode erschöpft, daß es sogleich die Beute eines andern noch schlimmern Dämons ward, des Despotismus, der seinen Sitz in Paris am glänzenden Hofe Ludwigs XIV. hatte. Kaum merkte er, wie schwach Deutschland, das einst so kräftige Weib, durch den starken Blutverlust geworden war, als er herbeieilte und ihr Gewalt anthat. Und es fanden sich Leute, die sich über die Schandthat freuten und sie priesen in gereimten Worten. Sie nannten sich Dichter und trugen Handschuhe mit Spizen und große Perücken auf dem Kopfe. Ihre Hände waren ledern, ebenso Herz und Kopf und ihre Gedichte waren sehr ledern. Armes Vaterland mit solchen armseligen Geistern!

Fünfte Periode. Kein Handschuh. Doch der Jammer konnte nicht ewig dauern. Deutschland kam wieder zu Kräften und mit dem Körper erstarkte der Geist. Hundert Jahre hatte die Prinzessin im verzauberten Waldschlosse schlummernd gelegen und harrte des Königssohns, der sie befreien sollte, des Heilands, für den schon mancher Prophet Zeugniß abgelegt hatte, zwar nicht mit rothem Blut, doch mit schwarzer Linte. Und er nahte sich endlich der Lösung Harrenden, nachdem er sich durch das Dornengesträuch einen Weg gebahnt hatte. Die deutsche Poesie ward aufgefunden und an den hellen Tag geführt von Goethe. Und es war damals großer Jubel und die Königstochter gefeiert, wie nie zuvor. Es war, als wollte man sie entschädigen für die lang entbehrten Huldigungen. Ihr Tage des Glanzes, auch ihr ginget vorüber nach dem unabänderlichen Gesetze der Natur!

Sechste Periode. Der waschlederne Handschuh. Die meisten, welchen jene Zeit der Wonne zu erleben das Schicksal vergönnt hatte, waren vom Schauplatz des Festes geschieden. Der Königssohn war alt geworden und sein Blut kühl, wie das eines Hösflings. Sein Herz schlug nicht mehr rasch, seine Hände zitterten und froren und er zog ein Paar Handschuhe an. Er war zum lebensmüden Titanos geworden, während die Geliebte, ewig jung und schön, neuer Freier harrte. Diese kamen

auch bald, weil sie aber sahn, daß Lithonos Handschuhe trug, wähten sie, man dürfe der Himmlischen nur in Handschuhen nahen und sie bekleideten ihre Finger mit waschledernen. Sie hatten freilich nicht gesehen, daß jener in seiner Jugend ein andrer gewesen war. Da ging nun ein eigenthümliches Wesen los, die waschledernen Handschuhe übten einen merkwürdigen Einfluß auf die Köpfe aus. Die Dichter liefen in die Waldeinsamkeit, bei zauberischem Mondenschein, balgten sich mit den Elfen und Kobolden herum, reckten sich die Arme und die waschledernen Hände fast nach den Sternen aus, wuschen ihre Handschuhe mit Zähren und trockneten sie in Mondstrahlen. Königin Poesie härmte sich sehr über das Gebahren ihrer Verehrer und wurde mondbleich und schwindstüchtig. Es ging stark auf ihr Ende los.

Siebente Periode. Kein Handschuh. Da kamen mit starkem Geschrei einige junge Männer, welche behaupteten, sie seien berufen, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Ihr Feldgeschrei war das Wort: Fleisch, vor welchem allein die waldeinsamen und mondcheinigen Dichter entwichen. Die jungen behaupteten den Platz, aber sie füllten ihn nicht.

Achte Periode. Der Glacéhandschuh. Und sie hatten auch eine Ahnung davon, daß es mit dem Aufräumen nicht genug sei; man müsse auch etwas andres dafür herstellen. Da entstand ein gewaltiges Nachdenken unter ihnen. Endlich sagte einer: Es geht so nicht. Wir müssen uns erst eine Stellung in der Welt erwerben, dann wird sich das Andre finden. Ging hin und that so, wie er gesprochen. Die Andern folgten. Sie zogen nun Glacéhandschuhe an, weil es ihnen so kühl um's Herz war und wollten anfangen zu bauen. Aber mit Glacéhandschuhen ging das nicht. Einige machten den Versuch, sie auszuziehen, aber sie waren mit der Haut verwachsen.

Neunte Periode, wird sicher keine Handschuhsperiode sein. Es hat wenigstens bis jetzt nicht den Anschein. Man merkt, daß ein neues Geschlecht sich herauf arbeiten will, welches keine Handschuhe trägt. Und das ist schon ein gutes Zeichen. Nur nicht abgefallen von der bloßen

Hand und zum Leder übergegangen! Wir brauchen nackte Hände und derbe Fäuste. Sollten sich in später Zeit wieder Leute finden, welche den Druck an Hand und Kopf angenehm finden, so rathe ich ihnen an, Handschuhe von Velinpapier zu tragen. Dieses ist noch glatter wie glacirtes Leder.

Robert Storch.

P. P. Proudhon,

der radicale Socialist.

(Schluß.)

In dem zweiten Theil dagegen, der die Untersuchung auf ein ganz neues Feld hinüberleitet, der die Unmöglichkeit des Eigenthums aus den nationalökonomischen Folgen, die es hervorgerufen hat, darthun und von ihnen aus auf eine nah bevorstehende Reorganisation der Gesellschaft, auf die Gründung einer neuen staatlichen Ordnung schließen will, hört dieser geregelte Gang auf. Hier verfährt Proudhon ganz willkürlich: er bekämpft die Nationalökonomien und Socialisten aus rein praktischen Gesichtspunkten und zeichnet der neuen Entwicklung der Gesellschaft den Gang vor, den sie nehmen müsse, um zur Gleichheit des Vermögens zu gelangen. Ich leugne nicht, daß dieser zweite Theil reich ist an originellen Einfällen und geistreichen Wendungen: aber ich behaupte, daß er deshalb nicht in den Kreis dieser Darstellung gehört, weil Proudhon in ihm dieselben Principien die er schon im ersten Theil erörtert hat, nur unter einer „concretern Form“ reproducirt. Der zweite Theil soll nur den „Dickköpfen,“ die sich nicht auf „Metaphysik“ verstehen, das verständlich machen, was ihnen im ersten Theil dunkel geblieben ist. Die Kritik des Eigenthumsrechts ist also mit dem ersten Theil abgeschlossen: denn die Bemerkungen, die im zweiten Theil über den Charakter des Eigenthums gemacht werden, sind nur Wiederholungen, eine Deduction der volkswirtschaftlichen Unmöglich-

keit des Eigenthums hat er der Hauptsache nach schon im ersten Theil versucht, und die übrigen praktischen Erörterungen können deshalb nur ein sehr geringes Interesse in Anspruch nehmen, weil sie die Kritik des Eigenthums in nationale Grenzen bannen und das Gerüst zum Aufbau eines neuen socialen Systems aufstellen, welches Proudhon in seiner vierten Schrift ausgeführt hat und daher durch eine Darstellung dieser Schrift charakterisirt werden soll. Was von dem Inhalt des zweiten Theils für die Beurtheilung des Proudhon'schen Standpunktes von Wichtigkeit sein könnte, will ich in aller Kürze angeben.

Im vierten Capitel stellt Proudhon zehn Thesen oder „Propositionen“ gegen das Eigenthum auf, die ganz und gar nicht die rechtliche Natur des Eigenthums berühren. Da heißt es z. B.: das Eigenthum ist unmöglich, weil da, wo es herrscht, die Production mehr kostet, als sie werth ist; das Eigenthum ist unmöglich, weil es die Menschen mordet (!); das Eigenthum ist unmöglich, weil es die Mutter der Tyrannei ist; das Eigenthum ist unmöglich, weil es ohnmächtig ist gegen das Eigenthum u. s. w. Aus solchen Phrasen und Redensarten läßt sich natürlich Nichts entwickeln: man kann nur gegen das Eigenthum declamiren, es mit Roth bewerfen und ihm allen möglichen Schimpf anthun. In solcher Rohheit mögen gewisse Leute einen großen Genuß finden und bei ihnen wird Proudhon wahrscheinlich deshalb vielen Anklang finden, weil sie bei ihm die rohe Phrase, die leere Deklamation gegen das Eigenthum antreffen: aber diese Leute täuschen sich gewaltig, wenn sie Proudhon für Einen ihres Calibers halten. Proudhon versteht es auch wieder, den üblen Eindruck durch die Gewandtheit und den Scharfsinn zu verwischen, mit dem er eine Menge Beispiele aufstellt, die den Defonomen und Socialisten entsetzliche Schlappen beibringen.

Proudhon führt durch folgende Thatfachen den Beweis, daß das Eigenthum praktisch unmöglich sei. Der Eigenthümer, sagt er, consumirt ohne zu produciren; dagegen kann er produciren ohne zu arbeiten: Pacht-, Mieth-, Geldzins, Rente, Profit u. s. w. sind seine Produc-

tionen. Aber sein Eigenthum verkehrt sich in seiner Hand zu einem Gegner: denn sobald er das Capital in Händen behält, die Miethswohnung selbst bezieht, verliert er die Zinsen, und auf diese Weise zerstört das Eigenthum sich selber. Der Arbeiter, der die Instrumente des Landbauers versfertigt oder ausbessert, wird nur einmal dafür bezahlt: aber der Landeigner tritt keinen Fuß breit von seinem Grund und Boden — seinem Instrument — ab, sondern läßt es sich immer wieder bezahlen und behält es ewig. Wie kommt es aber, daß Proudhon gar nicht versucht, uns die Gründe zu erklären, warum das Eigenthum allen diesen praktischen Folgen zum Trotz sich historisch entwickelt und begründet hat, und warum es heutigen Tages noch immer in ungeschwächter Kraft herrscht und alle unsere Lebensverhältnisse durchdringt?

Durch die Unverhältnismäßigkeit der Consumption zur Production, die dadurch entsteht, daß die Eigenthümer consumiren ohne zu arbeiten, beweist Proudhon ferner die Unmöglichkeit des Eigenthums. Aber ist das richtige Verhältniß zwischen Consumption und Production gefunden, wenn Proudhon in seiner Arbeiter-Gesellschaft die Production zu Gunsten der gleichmäßigen Consumption beschränkt, daneben aber eine Privatproduction bestehen läßt, welche werthlos ist, weil die Gesellschaft sie nicht anerkennt, nicht austauscht? In der Arbeiter-Gesellschaft muß nothwendig ein Zustand der Ueberproduction eintreten, weil die überflüssige Privatkraft und das Extra-Talent außerhalb der Gesellschaft produciren wird. Und wenn dann auch die Arbeiter ihre Privatproductionen austauschen und die Privatconsumtion eine Privatconsumtion erzeugt: so kann sich doch wieder nur ein Verhältniß zwischen Production und Consumption bilden, welches dem schon bestehenden sehr ähnlich sein wird.

In Frankreich, sagt Proudhon, leben 20 Millionen Arbeiter; die Summe ihrer Tagelöhne möge 20 Milliarden betragen: aber wegen des Eigenthumsrechts und der Menge Herrenrechte, Prämien, Zehnten, Interessen, Renten, Miethzinse u. s. w. werden die Producte von den Eigenthümern und Arbeitsherrn auf 25

Milliarden veranschlagt. Die Arbeiter sind nun gezwungen, um leben zu können, ihre eignen Producte um ein Fünftel theurer wiederzukaufen. Der Arbeiter, dessen Platz auf der letzten Sprosse der socialen Leiter ist, wird auf diese Weise zu Grunde gerichtet: er kann nicht einmal sein eignes Product wiederkaufen. — Aber ist denn sein Product nicht auch ein gesellschaftliches, ein aus der Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen Arbeit hervorgegangenes? Hat der Graveur die Platte gegossen, der Gießer das Kupfer gesotten, der Hüttenarbeiter das Erz aus dem Schacht geholt, der Bergmann allein den Schacht gegraben? Wie viele Kräfte sind nöthig, um den Guß einer kleinen Platte zu bewirken? — und der Graveur sollte den Kupferstich durch sein Salair wiederkaufen können? — In dieser Unfähigkeit des Arbeiters, die durch die Gesellschaft selbst bedingt ist, sieht Proudhon eine Ursache der Concurrrenz, durch welche die Arbeiter sich aufreiben.

Proudhon malt mit düstern Farben die Lage, Lebensart, Phantasie und Genüsse des Eigenthümers. Er führt uns sogar an das Bett des Eigenthümers, schlägt den Vorhang zurück und zeigt ihn uns, wie er im Schlaf seinen Schatz zärtlich umarmt. Er nennt das Leben des Eigenthümers eine „unabänderliche Nothwendigkeit,“ in die er durch ein „Urtheil Gottes“ versetzt worden sei. Charakterisirt Proudhon durch seine pasquillartige Beschreibung die Lebensverhältnisse der Eigenthümer? Nein: er gibt sie nur dem Gelächter der Nicht-Eigenthümer Preis, er würdigt sie absichtlich recht tief herab, damit der „biedere, ehrliche, aber unglückliche“ Proletarier moralisch sich über sie erhoben fühle. Er hält die Eigenthümer für unmoralische, verworfene und gottverlassene Menschen: da ist es uns klar, warum er bei jeder Gelegenheit mit vieler Entrüstung und moralischer Indignation gegen das Eigenthum poltert, und daß er zuletzt in eine feierliche religiöse Stimmung gerathen muß.

Proudhon hat sich von den Blendwerken seiner Phantasie schon so sehr bezaubern lassen, daß er alles Bestehende für eine Lüge, die Regierung, und der er lebt, für eine Chimäre,

und die bestehende Gesellschaft für ein Utopien erklärt. Der Gesetzgeber, die Verfassung, die Gesetzbücher, die Kammern, die Politik, die Staatsmänner, die Rechtswissenschaft — das Alles macht eine eitle, lügnerische, wesenlose Welt aus, das Alles ist eine Chimäre, ein blauer Dunst. Damit aus der unwirklichen Welt eine wirkliche werde, schreibt Proudhon ein fünftes Capitel, in welchem er die Idee des Gerechten und Ungerechten psychologisch entwickelt und das Princip der Regierung und des Rechts bestimmen will.

Proudhon hat immer nur die Persönlichkeit des Eigenthums bekämpft; da aber dieser Kampf an sich zu keinem Resultate führen kann, so lange das abstracte unpersönliche Wesen des Eigenthums ununtersucht und diese eine Seite des Eigenthums unberührt stehen bleibt, versucht er noch nachträglich dieses Wesen aus seinen Voraussetzungen zu erklären. Er geht auf die Gesellschaft zurück: aber er faßt diese nicht als eine concrete Existenz auf, sondern er verflüchtigt sie in die Idee eines Geselligkeitsgesetzes, das sich in verschiedenen Entwicklungsformen darstelle. In seiner ursprünglichen Gestalt erscheine es als negative Gütergleichheit, welche die Unfreiheit enthält, aber in umgekehrter Weise wie das Eigenthum. „Wunderbar! ruft er aus, die systematische Gütergemeinschaft, die überlegte Ableugnung des Eigenthums ist unter dem direkten Einfluß des Eigenthumsvortheils entstanden, und das Eigenthum findet sich im Hintergrund aller communistischen Theorien!“ Daher muß die erste Form des Geselligkeitsgesetzes in die zweite, in das Eigenthum übergehen; gegen diese Form hat Proudhon seine bisherige Kritik gerichtet und zu beweisen gesucht, daß sie aufgehoben werden müsse. Hier, wie am Anfang, tauchen wieder die Kategorieen der Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit auf: und diesmal bezeichnet Proudhon alle mit dem Collectivnamen „Anarchie.“ Darunter versteht er aber die dritte Form der Gesellschaft, die sie nächstens annehmen werde.

Die Kategorieen der Gleichheit, des Gesetzes, der Unabhängigkeit und der Gleichmäßigkeit sind die vier Ecksteine des neuen socialen Gebäudes,

für welches er den richtigen Ausdruck gefunden zu haben glaubt, wenn er es „die Synthese der Gütergemeinschaft und des Eigenthums“ nennt. In ihr herrscht die Autorität des Gesetzes anstatt der des Willens, und aus der Quelle des Bedürfnisses fließen Pflichten und Rechte; die Freiheit aber muß sich in den Schranken des Gesetzes halten. Alles ist umzuarbeiten, zu reformiren: unter einer neuen Sonne wird die Erdoberfläche sich verjüngen, und eine allgemeine Regeneration wird stattfinden.

den. Die Rechtsgelehrten müssen in Zukunft unabhängig vom Princip des Eigenthums ganz neue Gesetze machen und die Welt wieder besänftigen.

Am Schluß ruft Proudhon seinen Schülern, den Proletariern, Worte des Trostes und der Erbauung zu: „Tröstet Euch, Eure Thränen sind gezählt. Eure Väter haben im Trübsal gesäet: Ihr aber werdet in Fröhlichkeit erndten. Das Ganze schließt würdig mit einem Gebet an den „Gott der Freiheit und Gleichheit.“

H. L. Koeypen.

Reuilleton.

Berlin. Zu der Oper „der Prophet“ von Meyerbeer werden großartige Anstalten für die Ausstattung getroffen. Es werden hierzu 6 neue Decorationen gemalt, und zwar von Herrn Gropius: 1) Platz zu Münster mit dem Rathhaus, 2) der Dom zu Münster (beide zum 3. Act), 3) der große Saal des Schlosses zu Münster, der mit Dämpfen aus dem darunter befindlichen unterminirten Gewölbe sich füllt und zuletzt zusammenstürzt. Von Herrn Gerst wird gemalt: 4) ländliche Gegend bei Dortrecht, mit der Maas und den Windmühlen (zum 1. Act), 5) das Lager der Wiedertäufer in Westphalen mit einem zugefrorenen See. Bei dieser Scenerie ist ein Sonnenaufgang, der auf eine wahrhaft überraschende Weise durch einen in Paris gefertigten Apparat mit einer Batterie electrischen Feuers hervorgebracht wird und von zauberhafter Wirkung sein soll. Von Herrn Maler Köhler wird 6) das im 3. Act vorkommende Zelt der Wiedertäufer gemalt. — Die Rüstung und das Costüm des Johann van Leyden wird in Paris angefertigt. Während im ganzen Lande Noth, Elend und Schmach, dürften die Kosten dieses Gaukelspiels die Höhe von 20,000 Thlr., oder gar 25,000 Thlr. erreichen. —

* * Schullehrer: In wie viel Theile zerfallen die deutschen Grundrechte? — Schüler: In drei. — Schullehrer: Und wie heißen diese? — Schüler: Das kanonische Recht, das Standrecht und das Unrecht.

* * Die „National-Zeitung“ erinnert bei Gelegenheit der zu Kriegsrüstungen geforderten achtzehn Millionen an den Ruf des Nachtwächters von 1843 aus den „unpolitischen Liedern“:

O Gott! wofür, wofür?

Für Fürstenwillkür, Ruhm und Macht
zur Schlacht?

Für Hofgesind' und Junker hinaus
zum Strauß?

Für unsres Volkes Unmündigkeit
zum Streit?

Für Moß-, Schlacht-, Mahl- und Classensteuer
ins Feuer?

Und für Regal und für Censur
nur

Ganz unterthänigst zum Befehle?

ich dächte, dächte — — —

Boston. Die Milleriten sind eine jetzt bereits ziemlich verschollene Sekte in den Vereinigten Staaten, Anhänger eines Fanatikers Miller, welcher das Ende der Welt auf den 23. Oktober 1844 festgesetzt und Narren genug gefunden hatte, die ihre Früchte auf dem Felde verfaulen ließen, um nicht bei der bevorstehenden Katastrophe „die Vorsehung zu versuchen.“ Erst als der 23. Oktober vorüber war, kamen Manche zur Besinnung. In vielen Ortschaften hatten die Gemeindebehörden dem zu großen Nachtheile vorgebeugt und die Ernte auf ihre Kosten in Sicherheit gebracht. Einzelne der Milleriten hatten sich „weiße Himmelfahrtskleider“ (ascension robes) machen lassen und saßen vom 22. Oktober Abends bis zum 23. die ganze Nacht hindurch, um hübsch anständig in den Himmel einzugehen. Und so wenig kamen die Meisten von ihnen zu besserer Einsicht, daß Miller sich nur mit einem Rechnungsfehler zu entschuldigen nöthig hatte. Er setzte den neuen Termin 1847 an. Viele waren durch seine Prophezeiung in die bitterste Armuth

versezt, da sich noch mannigfache Betrügereien eingemischt hatten. Die große Stiftshütte, welche er erbauen ließ, ist bereits in ein Theater verwandelt worden.

Breslau. Die Charivari's (Kazemuffen) sind kein Erzeugniß der neuern Zeit. Schon in einem Statute der Kirche von Avignon vom Jahre 1337 und in einem andern Statute der Kirche von Autun vom Jahre 1468 werden sie verboten. Die Excedenten erpressten von ihren Opfern Lösegelder, die sie zu unanständigen Schwänken und Trinkgelagen — in ihrer Redeweise malprosiisch genannt — verwendeten. Im französischen Mittelalter hatte das Charivari eine ganz unmittelbare Beziehung zur zweiten Ehe, und zwar vorzugsweise der Wittve. Die Theilnehmer erschienen verummumt. Diese verummumten Leute erhoben einen gewaltigen Lärm und ein gellendes Geschrei, Pfeifen und Zischen; Spottlieder und obscene Gesänge wurden recitirt. Man bediente sich dabei allerhand Geräthschaften, wie Schüsseln, Teller, Glocken und Kessel. Das verspottete Ehepaar mußte sich loskaufen, und es tritt hierbei ein Anführer der muthwilligen Schaar hervor. In Spanien hieß die Sache *Cencerrada* und kam in demselben Falle vor wie in Frankreich. In England sprach man von *marrowbones* (Markknochen) und *cleavers* (Hackmessern), mit welchen Gegenständen man bei solchen Gelegenheiten klapperte und damit eine *rough music* machte. Auch hier steht die Sache in Beziehung zur Ehe, findet sich aber nicht sowohl bei einer zweiten Ehe, als vielmehr dann, wenn Eheleute in notorischem Unfrieden leben oder eine sehr unpassende Ehe, wie bei großer Ungleichheit des Alters, geschlossen wird. Gegen zänkische Ehen wurde auch in Italien die *scampanata* gebraucht. In Deutschland erinnert der Polterabend an die Sache, dessen Lärm an manchen Orten bei zweiten Ehen sich verschärfen soll. Sehr verwandt mit dem altfranzösischen Gebrauche, ja ihn weiter entwickelnd und organisirend, in manchem Punkte den Uebergang zu dem politischen Charivari bildend, ist das in Altbaiern gewöhnliche „in's Habersfeld treiben,“ gegen welches noch 1834 Militär aufgeboten werden mußte. Der Anfang dieses Gebrauchs war gleichfalls sittenpolizeilicher Natur. Denn es war vieler Orten Baierns die Gewohnheit, daß, wenn ein Mädchen zu Fall kam, sie des Abends von den jungen Burschen des Dorfes unter unzähligen Geißelhieben in ein Habersfeld und von da wieder nach Hause getrieben wurde. Der Verführer mußte selbst mitmachen. Daraus

hat sich später eine Art Behmgericht entwickelt, das sich gegen Personen richten will, denen irgend ein den gewöhnlichen Gesetzen unerreichbares, wirkliches oder eingebildetes Verbrechen zur Last gelegt wird. Es spielt aber auch, wie natürlich, mancherlei Eifersucht und Privat-rache dabei mit. Die Ceremonie besteht in dem Ablesen einer Spott- und Strafrede, welchem ein furchtbarer Lärm mit Schreien, Zusammenstoßen von allerlei Geräthschaften und Abschießen von Flinten folgt. Hunderte versammeln sich dazu, mit entstellten Gesichtern und einem „Habersfeldmeister“ gehorchend. — Soll nun ein erster, ursprünglicher Grund einer Sitte gefunden werden, deren Entstehung man sich zu jeder Zeit leicht erklären kann, so würde man am ersten noch an das aus Tacitus (in seiner *Germania*) bekannte strenge Verfahren gegen die Ehebrecherinnen denken können. Der höhrende und insbesondere gegen die zweite Ehe gerichtete Zug ist erst später hinzugekommen. Auch die Kirche mißbilligte die zweite Ehe, und nach weltlichem Rechte schlossen sich gleichfalls mancherlei juristische Nachtheile an dieselbe; die Charivari's werden ausdrücklich unter diesen Nachtheilen aufgeführt. Doch traten die französischen Gerichte auch schon frühzeitig gegen die Charivari's auf und gewährten den Opfern derselben eine Injurienklage. — Was den Namen anbelangt, so ist er schwer zu erklären; vielleicht hängt Charivari mit *Carne Vale* (wovon auch *Carneval*) zusammen; das Wort „Cravall“ findet sich schon in den Synodalstatuten des Bischofs Hugo von Berry von 1338, wo es heißt: jenes schändliche Spiel, welches in der Volkssprache *Charavall* genannt wird.“

Erfurt. Zwei thüringische Landleute kommen in einem Wirthshause zusammen. Da der Eine auffallend blaß und elend aussteht, wendet sich der Andere mit der Frage an ihn: „Siehst ja rächt schlächt aus, Friße, bist'n krank gewäsen?“ — „Nä, das nit, aber do war unser Balbier, där schlächte Kerl, schon lange 25 Groschen schuldig und kunnt nisch von ihm kriegen, do hab' ich mich in 14 Tagen eenmal schröpfen und zwei Adern schlagen lassen, daß ich nur zu mein Gäld kohn.“

Erlangen. Unter den in der Irren-Anstalt zu Erlangen im verfloffenen Jahre aufgenommenen Kranken befanden sich neun Individuen, deren Krankheit durch Politik veranlaßt wurde. Darunter waren rasende Jacobiner, Freischärler, welche die Anstalt im Sturm nahmen, Standrecht u. verkündeten, und einer, der eine ganze Reichs-Gesetzgebung der origi-

nellsten Art mitbrachte. — Der verrückten Sklavenseelen und Schandbuben der Reaction — diese Volks-Gottheit-Lästerer, sind zu Viele, als daß sie in Irrenhäuser aufgenommen werden könnten.

Kalisch. Die Posener Zeitung berichtet, daß die russische Grenzsperrre besonders gegen Lehrer und Lehrerinnen, überhaupt gegen solche Personen geübt werde, von denen die russische Polizei befürchte, daß sie die jenseitige Dunkelheit unnöthig aufhellen möchten. Von jener Strenge sei in jüngster Zeit eine junge Dame in Krotoschin hart betroffen worden. Mit einem Lehrer aus Kalisch verlobt, habe sie am festgesetzten Hochzeitstage ihren Bräutigam vergebens erwartet, bis ein Brief ihr gemeldet, daß die russischen Polizeibehörden, trotz aller Bemühungen, ihm keinen Paß erteilen wollten. Eben so wenig sei es aber auch den Bemühungen der Braut gelungen, für sich einen Paß nach Kalisch zu erhalten.

Koblenz. Unsere deutsche Nation hat sehr viele Aehnlichkeit mit der altgriechischen, eine Aehnlichkeit, der wir, auch wenn wir noch so Großes über unser deutsches Vaterland zu phantasiren Lust haben, doch in keiner Beziehung uns zu schämen haben dürfen. Jeder, der die klassisch griechische Geschichte in ihrer merkwürdigen Eigenthümlichkeit geistig versteht, der wird sich leicht sagen, daß bei der von der Geschichte so verschieden, scharf und lebensvoll ausgeprägte Individualisation der besonderen Staaten es rein unmöglich war, daß dieselben zu Einem Staate oder zu Einem Bundesstaate gefaßt wurden. Furchtbar verwüsten und niederwerfen konnte einer den andern wohl eine Zeitlang, aber nicht beherrschen. Es würde uns hier gewiß zu weit führen, wollten wir die angedeutete merkwürdige Eigenthümlichkeit dieser an Originalität, Geist und interessanten Geschichtsbegebenheiten so reichen Nation näher erläutern und die Gründe entwickeln, warum sie nie zu einer Staatseinheit gebracht werden konnte; wir wollen bei ihr nur darauf aufmerksam machen, daß sich ganz dasselbe von der deutschen Nation sagen läßt. Auf dem Wege einer staatlichen Einheit, ja selbst in der losen äußern Einheit der alten Kaiserverfassung läßt sich weder Heil und Glück, noch Ordnung und Ruhe für Deutschlands Völkerleben je erwarten. Mag Preußen in seiner ehrgeizigen Selbstbefangenheit den Süden Deutschlands, Sachsen, Hannover und andere Länder tausendfältig bereisen und bearbeiten lassen: es können zwar dort überall in den Kammern Parteien entstehen; aber ge-

macht und erzielt wird nichts anderes — wir müssen das wieder und wieder wiederholen — als immer größere Unruhe, Bewegung, Uneinigkeith und Verwirrung Deutschlands, wodurch nur der Anarchie in die Hände gearbeitet wird. Nur nachdem eine ungeheure Zeit mit einem ungeheuern Schicksal über die Länder Deutschlands gegangen und seine frühere Geschichte bis zur Vergessenheit verwildert und verwischt hat — nur dann kann diese Länderstrecke staatlich eins werden. Bis dahin wird jeder rauschvolle Ehrgeiz, jeder dunkelvolle Eroberungssinn, wenn er auch durch Tausende von einheitschwärmenden Phantasten sich geschmeichelt sieht, in deutscher Uneinigkeith und Verwirrung, die er erregt, auch sein Grab finden.

Leipzig. Ein langjähriger Leser der „Zeitung für die elegante Welt,“ welcher sich viel mit dem Theaterwesen beschäftigt, die größten Schauspieler und Sänger fast alle persönlich kennt und bewandert in der dramatischen Literatur ist, hat am Ende des vergangenen Jahres herausgebracht, daß Deutschland jetzt 423 Theater besitzt, auf welchen nicht weniger als 1982 Schauspieler, 213 Sänger, 197 Sängerrinnen und 1416 Schauspielerinnen agiren. Die Zahl sämmtlicher an den deutschen Bühnen beschäftigten Personen gibt er auf 43,200 an. Unter den Sängerrinnen befinden sich 12, die im Auslande gebildet sind. Unter den Schauspielern gewahrt man einen Grafen, 2 Freiherrn und 36 Adelige. Der Herr Graf gehört einer reisenden Gesellschaft an. Sogar unter den 120 Souffleurs (incl. 8 Souffleusen) erblickt man 4 Adelige. Von den gestorbenen Schauspielern hinterließ ein solcher 41,000 Gulden Schulden, während ein ebenfalls zu seinen Vätern gegangener Portier seinen Erben außer einer hübschen Wirthschaft noch 8000 Thaler in Papieren und baarem Geld hinterließ. An einem Hoftheater wurden vom Februar bis Mitte December 17 Heiserkeiten der Sänger angemeldet und im Ganzen vom Theaterarzt 32 Krankheitsatteste ausgestellt. An einer Bühne mußte in 6 Monaten der Vorhang im Laufe des Stückes siebenmal wegen Ohnmacht und sonstigen Unwohlwerdens herabfallen. Dann — man staune — gibt es an einem der größten deutschen Hoftheater, wo der Hof jährlich 70—80,000 Thaler zuschießt, unter den Kammermusikern etliche mit einer Jahresgage von 150 Thalern, mithin gerade so viel Gehalt, als ein Ofenheizer bezieht, der an diesem Theater mit dem Titel „Temperateur“ fungirt. Auffällig ist es, daß im vergangenen Jahre nur

zwei Kontraktbrüder stattgefunden, nämlich an größeren Theatern; ein Beweis, daß die Engagements rarer denn jemals. Was die Einnahmen der dramatischen Dichter betrifft, so stellt unser Sammler die Frau Birch-Pfeiffer oben an und schlägt ihr Gesammthonorar mit Inbegriff der Berliner Fantième auf 2800 Thaler an. Unter den Intendanten befindet sich einer, welcher in einem Briefe an einen dramatischen Dichter das Wort Drama mit dem harten T schrieb und Weber's „Curyanthe“ eine Jugendarbeit zu nennen beliebte. Bei der Regieführung gibt es auch drei Regisseurs der Parodie, und eine der Direktion vorgelegte Seilerrechnung wurde erst dann bezahlt, nachdem sie der „Versenkungsmeister“ geprüft und für richtig befunden hatte. Laut einer Kaufmannsrechnung für eine Schauspielerin zu St. (welche dieselbe aber nicht aus ihrer Tasche bezahlt) hat diese Dame bis Ende November für 200 Thaler Glacehandschuhe verbraucht. Am Schluß seiner Zusammenstellung gibt der Sammler und Berechner auch noch die ungefähre Totalsumme der Schulden all' dieser Männer an. Man erlasse uns die Angabe dieser Summe zu Nutz und Frommen ferneren Credits; sie erreicht eine schauerhafte Höhe.

* * Als Nebucadnezar, 747 Jahre vor Christo, König von Babylon wurde, ließ er alle Bücher, welche die Geschichte seiner Vorgänger enthielten, vernichten. 500 Jahre später befahl Chioang Ti, Kaiser von China, daß in seinem Reiche alle Bücher verbrannt würden; ausgenommen waren nur die, welche die Geschichte seiner Familie, die Astrologie und die Medizin zum Gegenstand ihres Inhalts hatten. In den ersten Zeiten des Christenthums wurden mehre Büchersammlungen vernichtet, Heiden und Christen gaben sich hier nichts nach. Im Jahr 390 wurde die Bibliothek des Tempels von Serapis geplündert und zerstreut. Die verschiedenen Brände Konstantinopels vernichteten eine Unzahl Bücher, und als die türkischen Truppen Kairo eroberten, es war im elften Jahrhundert, wurde die Bibliothek der Kalifen mit 1,600,000 Bänden unter die Soldaten an Soldestatt vertheilt, natürlich zu einem Spottpreis. Tausende von Bänden wurden in Stücke gerissen und an den Ausgängen der Stadt zerstreut, wo sie förmlich kleine Hügel bildeten. Später bedeckte diese Hügel Sand und noch lange Jahre nachher nannte man dieselben die Bücherhügel.

London. In diesen Tagen ist in London ein Verein unter dem Titel: The Bach Society

gestiftet worden, der es sich zur Aufgabe macht, die Kenntniß der Werke Sebastian Bach's in England zu verbreiten (for the purpose of cultivating an acquaintance with the works of the illustrious John Sebastian Bach). Präsident der Gesellschaft ist der als Componist in Ruf stehende Herr William Sterndale Bennet. „Der Name Sebastian Bach's,“ bemerkt ein englisches Blatt, „ist jedem Musikfreunde bei uns bekannt, aber auch wenig mehr als der Name. Selbst den Jüngern der Kunst sind seine Werke, mit Ausnahme der Fugen für Orgel und Clavier, fremd; seine Sonaten und Concertstücke, seine zahlreichen Oratorien, Messen u. s. w., von denen viele an Majestät und Erhabenheit nie übertroffen wurden, sind so völlig unbekannt, als ob sie nie existirt hätten. Sich zu dem Zwecke zu vereinigen, die Werke dieses großen Mannes zu studiren und sie dem musikalischen Publikum zugänglich zu machen, ist ein Unternehmen, welches unserer Kunstfreunde würdig ist und alle Aufmunterung verdient.“

* * Ebenezer Elliott. Dieser im Januar d. J. im Alter von 65 Jahren verstorbene englische Dichter war ein Volksmann im wahren Sinne des Wortes. Ohne alle gelehrte Bildung, für den Kleinhandel erzogen und auch die längste Zeit seines Lebens darin thätig, ist sein Name zuerst im Jahre 1832 durch seine „Gedichte gegen die Korngesetze“ (Corn-Law-Rhymes) in England bekannt und bald auch ungemein populär geworden. Er lebte in der Grafschaft Dorsetshire, deren Hügel und Thäler, ebenso wie ihre großen Fabrikstädte, in seinen Dichtungen mit überraschender Naturwahrheit sich abspiegeln, und das ist es auch hauptsächlich, was ihm, neben der politischen Tendenz seiner Verse einen so populären Ruf gemacht hat. Man kann sagen, daß er der Anti-Corn-law-League, als sie ins Leben trat, schon bedeutend vorgearbeitet hatte, und daß der Cobden'sche Verein seine rasche Ausbreitung zum Theil der vorangegangenen Propoganda der Elliott'schen Poesien zu verdanken hatte. Eine seiner letzten Dichtungen war eine beißende Satyre auf den Socialismus. Ebenezer Elliott war eine durch und durch gesunde Natur, die sich eben so gegen die hirnlosen Theorien der Neuzeit, wie gegen die von den Altvordern überlieferten, unvernünftigen Mißbräuche der Gesetzgebung sträubte.

* * Die „Morning Post“ theilt die Titel folgender neuer Romane bekannter Schriftsteller mit: „Die Weißjacke, oder die Welt am Bord

eines Kriegsschiffes" von Herman Melville; „Der Heirathskontrakt" von Miß Raikes; „Hände und Herzen" von Miß Wilkinson; „Die Nomaden des Westens," ein kanadischer Roman; „Redburn's erste Reise" von Herman Melville; „Die karthagischen Märtyrer" von Webb; „Saint Leger, oder Lebenswege"; sämmtlich im Verlage von Bentley so eben erschienen.

* * Eine Selbstmord-Anstalt ist von einem Herrn Barth bei London hergerichtet worden. Man findet alle möglichen Gifte, Mordwerkzeuge der verschiedensten Art, Badestuben, in welchen man verbluten kann, ein Gehölz, an dessen Bäumen einladende Stricke befestigt sind, — mit einem Worte, es ist für den Selbstmord auf's Beste gesorgt. Der Unternehmer bietet dieses Hotel „Reiselustigen in die andere Welt" gegen billige Bedingungen an!!

Madrid. In Spanien, wie in Frankreich, hat die Hauptstadt des Landes alles geistige Leben auf dem Gebiete der Presse monopolisirt, wie überhaupt für Spanien die Herrschaft der schon seit längerer Zeit ununterbrochen am Ruder gewesenen Partei der Moderados den Nachtheil gehabt hat, daß man in einer die Entwicklung der eigenen Nationalität empfindlich beeinträchtigenden Weise in französische Nachahmung verfiel und bis zur Proklamirung der Republik die persönliche Politik des Nachbarkönigs und Guizot'sches System oft in serviler Weise copirte. Seitdem ist dies freilich anders geworden: durch den Fall der Orleans und den gleichzeitig eintretenden Bulwerschen Hader ist Spanien so frei von fremdem Einflusse geworden, wie es lange zuvor nicht war und hat zugleich an dem General Narvaez, dessen Regiment sich wenigstens durch eine weise, die Besten aller Parteien des Landes um sich sammelnde Versöhnlichkeit auszeichnet, einen Mann, der Espannol sobne todo (vor Allem Spanier) die Keime einer selbstständigen nationalen Politik zu pflegen weiß. — Die nicht in Madrid erscheinenden Zeitungen, die an Unselbstständigkeit, wie oben gedacht, mit den französischen Provinzialblättern wetteifern, schöpfen meist ihren gesammten Inhalt aus den Journalen der Hauptstadt. Zwar hat das große industriereiche und handlungsgewaltige Barcelona mit seinen stark 100,000 Einwohnern im gegenwärtigen Augenblicke nicht weniger als 15 Journale aufzuweisen. Aber die Beschaffenheit derselben steht im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Zahl; und wenn etwas ein deutsches Herz mit der Zukunftsgewißheit über die Rolle, welche dem sich eine Weltstellung erstrebenden

Vaterlande vorbehalten sein wird, zu erfüllen geeignet ist, so möchte es ein Vergleich auf diesem Gebiete sein. Er legt von der innern Bildung, die Deutschland nach allen Theilen hin durchdrungen hat, einen erfreulichen Beweis ab. Ich glaube durchaus nicht partiell zu sein, wenn, fern davon die Presse Barcelona's mit jener der deutschen Schwesterstädte Hamburg und Bremen — ein Blatt für die Handelswelt wie die Börsenhalle besitzt ganz Spanien nicht — zu vergleichen ich behaupte, daß keines der angeführten Journale Barcelona's nur mit einer der beiden Zeitungen, welche das kleine Neuwied zu Anfang dieses Jahres aufzuweisen hatte, in Betreff der Redactionstätigkeit und des Gehaltes einen Vergleich aushalten kann. — Die in Barcelona erscheinenden Journale sind folgende: el Fomento (Die Aufmunterung), Organ des General-Capitanats; el Locomotor (Die Locomotive); el Bien publico (Das Gemeinwohl), Organ der catalonischen Fabrikanten und als solches schutzzöllnerische Interessen verfechtend und namentlich den jüngst erlassenen neuen von den Prohibitivsystem ablenkenden Zolltarif bekämpfend; el Barcelonès (Der Barcelonese), ein sehr dürftiges progressiv-stisches Journal; el Diario de Barcelona (Das Barcelonaer Tageblatt), eine Art von Intelligenzblatt; el Catalan (Der Catalonier); el Avisador de Catalunya (Der Nachrichtgeber für Catalonien), eine Art Kreis-Intelligenzblatt; el Boletín de la asociacion de trabajos (Das Bulletin der Arbeiterassociation); la Universidad (ein wissenschaftlich-belletristisches Blatt; la Antorcha (Die Fackel), medizinischer Tendenz mit komischen Panegyriken auf die Phrenologie; el Boletín oficial, ein amtlicher Anzeiger; el Divino Vallès, ein religiöses Blatt; el Padre de familias (Der Familienvater), ein pädagogisches Blatt; la Agencia matrimonial, (Die Heiraths-Agentenschaft), mit ehefördernder Tendenz und sonst bunt durch einander gemischtem Allerlei; el Ancora (Der Anker); el Cultivador Barcelonès (Der Barcelonaer Cultivador), ein landwirthschaftliches Journal, das höchst selten Eigenes von irgend Werth bringt und sich meist darauf beschränkt, mit Artikeln französischer agronomischer Blätter ohne Rücksicht, ob deren Anwendbarkeit auf die meist sehr verschiedenartigen landwirthschaftlichen Zustände Spaniens, Plagiat zu treiben. Um die Tagespresse von Madrid ist's kaum besser bestellt. Kein einziges Journal kann sich einer unserer guten deutschen Zeitungen an die Seite stellen. Den größten Leserkreis unter den Organen der am Ruder befindlichen Partei der

Moderado's, welche in zwei große Hauptfractionen zerfällt, hat der *Heraldo* mit etwa 8000 Abonnenten. Es ist das eigentliche Organ des Ministerpräsidenten, des General Narvaez und seiner Anhänger. Der *Heraldo* leidet wie seine Schwesterorgane an einer gänzlichen Unkenntniß der deutschen Fragen. Er hat aber eine Ahnung, daß, wie dieselbe auch gelöst werde, die Lösung jedenfalls einen weit hinwirkenden Einfluß auf die Geschicke Europas ausüben werde. Wie nun ein guter Familienvater mit auskömmlichem Vermögen jeder Veränderung abhold ist, da sie zum Schlechteren führen kann, so auch der *Heraldo*. Das andere Hauptorgan der Moderado's ist der *País*, unter den spanischen Journalen vielleicht das am Besten redigirte: er vertritt die Ansichten der anderen Fraction dieser Partei unter Leitung der Herren Mon und Pidal. Fragt man nun nach dem Unterschiede dieser beiden Fractionen ein und derselben Partei, so ist dieser nur ein auf Nebensächlichem beruhender: die im *Heraldo* vorzüglich vertretene Fraction der auch wohl sogenannten Narvaisten ist ihren progressivistischen Gegnern gegenüber etwas duldsamer, spanisch-nationaler, eine Verschmelzung der verschiedenen Parteien anstrebend, die allgemeinen Grundsätze der Partei dann und wann den persönlichen Ansichten des jeweiligen Führers, Narvaez, unterzuordnen geneigter. Die andere durch den *País* vertretene Fraction der Moderado's ist parteigerechter organisirt, doctrinärer, den Maximen der Louis-Philippe-Guizot'schen Politik sich anschließend, in Fragen der innern Verwaltung und materiellen Angelegenheiten tüchtig und mit Energie voranstrebend, allen Parteivergleichen abhold, schroff und nüchtern, aber wahr, dabei in handelspolitischen Fragen der eifrigste Vorkämpfer eines liberalen Zollsystems. Der von Narvaez den catalonischen Gewerbetreibenden gestattete Einfluß auf den neuen Zolltarif ist denn auch Grund gewesen, daß ihr Hauptführer Mon, in Spanien häufig der asturianische Necker genannt, aus dem Ministerium ausschied. Herr Mon, persönlich dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten Narvaez durchaus abgeneigt, läßt ihm dennoch in edler und mannhafter Selbstverleugnung die mächtige Unterstützung seiner selbst und seiner Freunde fortwährend angedeihen und sich nie dazu verleiten, auch nur augenblicklich mit den gemeinsamen Gegnern zu gehen. Die progressivistischen Journale, von denen das hauptsächlichste der *Clamor publico* ist, das einem dem *Heraldo* wenigstens gleich zahlreichen Leserkreis hat und das seit Kurzem wieder von den Todten aufge-

standene *Eco del Comercio*, beides Blätter der reinen Linken, nehmen sich der deutschen Einheitsbestrebungen freundschaftlich an. Die „*Nacion*“, ein Organ der Progressivisten des linken Centrums unterscheidet sich von den vorigen beiden nicht allein durch eine gemessenere Sprache, sondern steht auch mit den Führern dieser Partei, Olozaga, Cortina, Escasura u. s. w., die sich des *Clamor publico* und *Eco del Comercio* nur als kanonensutterartigen Vortrags bedienen, in innigerer Verbindung. Sie legt auch von Zeit zu Zeit ihre Theilnahme für das Gelingen der Einigung Deutschlands an den Tag, aber in sehr ungeschickter kenntnißloser Weise. Die *Patria*, das Organ der sogenannten Puritaner, einer kleinen Minderheit des Landes, bekümmert sich weniger um Fragen der auswärtigen Politik, außer während des ungarischen Krieges, während dessen sie lebhaft für die heroische Nation Partei nahm. Ihre Partei, die der Puritaner, spielt in politischer Beziehung ganz dieselbe Rolle, wie die Großdeutschen in Deutschland in nationaler Beziehung, und es läßt sich dieser Vergleich bis auf den Namen herab verfolgen. Auf ein unter den Cortes kaum zehn Augen zählendes Häuflein sich stützend und im Lande ohne allen Hinterhalt, glaubt doch die Partei sich im alleinigen Besitze der Wahrheit und nennt sich daher die puritanische mit demselben inneren Widerspruche, wie die Herrn v. Schmerling als Fußschemel dienende die großdeutsche. Die *Reforma*, ein demokratisch-constitutionelles (Republikaner gibt es in Spanien nicht) Organ, das einzige unter seinen Collegen, das Freiheit des Cultus fordert, und im Gegensatz die *Esperanza*, das Journal der carlistisch-absolutistischen Partei, dieser der Kopfszahl nach in Spanien immer noch bei weitem ausgebreitetsten, dennoch aber politisch todten Partei, welches von Zeit zu Zeit glühende Liebesergüsse an den Czaren richtet und von den legitimistischen Organen des benachbarten Frankreichs als unverständiger Schreiber häufig verleugnet wird, beschäftigen sich gleich wie der klerikalischen Interessen dienende *Catolico* und die Madrider Zeitungen zweiten und dritten Ranges, als *el Observador*, *Popular*, *Epoca* u. s. w. wenig mit auswärtiger Politik und ihre dahin einschlagenden sporadischen Artikel haben wegen der geringen Zahl, die ihrem Banner folgt, kein Interesse. Die *Espanna* endlich, eine der gelesenen Madrider Zeitungen, für ein Organ der Königin Mutter Christine geltend, hält ihren Blick hauptsächlich nach Frankreich gewandt, wo, wie bekannt, ihre hohe Beschütze-

rin bei der befreundeten Familie des vertriebenen Franzosenkönigs mehrmals eine gastliche Aufnahme fand.

Paris. Alexander Dumas, der viel-schreibende Romantiker, hat sein mit aller Verschwendung ausgestattetes Schloß Montchristo verkaufen müssen. Um von seinen zudringlichen Gläubigern nicht zur Unzeit belästigt zu werden, zieht er es vor, sich in bescheidene Dunkelheit zurückzuziehen und seinen Aufenthalt in Paris nur abnden zu lassen. Einer jener zähen Gläubiger, die zur Verzweiflung der Schuldner überall gefunden werden, hatte sich eines schönen Morgens vorgenommen, die Zurückgezogenheit des Herrn Dumas aufzustöbern und verfolgte die Spur seines Opfers mit solchem Geschick, daß er endlich gegen Abend schweißtriefend vor dem überraschten Schriftsteller stand. Er wurde bald inne, daß hier keine Schätze zu holen sind; er verlangte allenfalls einen Wechsel, zog aus seiner Tasche ein Stempelpapier und überreichte es Herrn Dumas. Mit der größten Kaltblütigkeit unterzeichnete dieser den Wechsel, hielt denselben in die Höhe und rief aus: „Welche Zaubermacht besitzt doch meine Unterschrift! vor einigen Minuten hatte dies Stempelpapier noch einen Werth von 6 Sous und jetzt, nachdem ich meinen Namen darunter gezeichnet — ist es keinen Heller werth.“

* * Eugene Sue ist mit Veron, dem Eigenthümer des „Constitutionnel“, in einen eigenthümlichen Prozeß verwickelt. Herr Veron hat sich geweigert, einen Theil des Sue'schen Romans: „Die sieben Todsünden“, welcher die Ueberschrift „Die Böllerei“ trägt, in seinem Feuilleton abzudrucken, weil er behauptet, er selbst (Veron) sei von Herrn Sue in diesem Abschnitte geschildert und gezeißelt worden. Herr Veron will das Honorar zahlen, aber nicht den Abschnitt drucken; Herr Sue besteht auf Beidem.

* * In Paris ist ein Zeitungsschreiber auf den Einfall gekommen, sogar den Tod als Lockvogel zu benutzen, um Abonnenten zu gewinnen. Er hat allen seinen Abonnenten bei ihrem Tod ein anständiges Begräbniß zu 100 Francs und eine gleiche Summe den Hinterbliebenen verheißen, auch den Kranken Arznei und ärztlichen Beistand zugesichert. Bedungen ist nur, daß der Leser die Schwindsucht nicht bekommt und zwanzig Jahre die Zeitung mithält.

Petersburg. Von den Ländererwerbungen, welche Rußland seit den letzten 64 Jahren ohne große Anstrengungen gemacht hat, ist eine Zusammenstellung erschienen, wodurch wir erfahren, daß es von dem schwedischen Gebiete viel mehr besitzt, als das heutige Königreich Schweden ausmacht, von Polen so viel, daß es dem Kaiserthum Oestreich gleichkommt, von der europäischen Türkei nicht ganz so viel, als das Königreich Preußen Flächenraum hat, von der asiatischen Türkei so viel als das übrige Deutschland, von Persien so viel als die Oberfläche von England und von der Tartarei einen Distrikt, der an Größe der europäischen Türkei mit Griechenland und Italien gleichkommen soll.

Tours. Einige Stunden von Tours, an der Loire, wiederholt sich alljährlich und seit unsürdenlichen Zeiten eine merkwürdige Naturerscheinung, über welche die Wissenschaft noch keine genügende Erklärung zu geben vermochte. Dieses Phänomen, das man noch wenig kennt, ist das Blühen eines Schwarzdornstrauchs (*prunus spinosa*), unter dem Namen Schlehendorn noch besser bekannt, mitten in der Strenge des Winters. — Wir haben, schreibt das „Journal d'Indre und Loire“, uns von dieser Naturmerkwürdigkeit mit eigenen Augen überzeugt, und wir können es öffentlich bestätigen, ohne Besorgniß, Lügen gestraft zu werden. Wir haben von diesen wunderbaren Blüthen gepflückt und können uns auf das Zeugniß von Tausenden berufen, welche jährlich gegen das Ende Decembers dieses Wunder sich erneuern sehen. Es ist demnach eine unbestreitbare Thatsache. Dieser merkwürdige Strauch befindet sich zu St. Patrice, nahe bei dem Schlosse Rochecotte, an dem Abhange eines Hügels. Die Circulation der Säfte, welche zu dieser Jahreszeit stillstehen sollte, zeigt sich auf eine bemerkliche Weise. Die durch diesen Winterfrost ganz durchfeuchtete Rinde löst sich leicht von dem Holze; die Knospen schwellen an, die Blüthen brechen aus wie im April und bedecken die Zweige mit einem wohlriechenden Schnee; einige Blättchen versuchen schüchtern, ihr zartes Grün dem eifigen Nordostwinde auszusetzen. Den Blüthen folgen die Früchte, und in den ersten Tagen des Januars erblickt man mitten in den verwelkten und farblosen Petalen am Ende eines langen Fruchtstieles eine kleine Beere, welche sich bald runzelt und verdorrt.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.